

# Heinrich Lersch

## Mensch im Werden

### Der Ahne in mir

Ich schmiede, weil ich Schmied bin. Ich bin ein glücklicher Schmied, weil ich mein Werk habe, und mein Werk hat mich. Und mein Schmiedewerk ist mir so lieb wie das Kind, das mein Weib großzieht. Nun sommert es um die Stadt. Wie weht der Laurenziuswind über Land in meine Schmiede hinein. Wie schön müssen heut die weißen Wolken im Blau über den dunklen Kiefernwäldern stehn! Glückliche, wer jetzt in dem Winde, in der Sonne, unter dem Himmel Sommerweizen mähen darf!

Schicksal, warum machtest du einen Schmied aus mir? Dem Landmann drücktest du einen Pflug in die Hand, daß er ihn durch das Erdreich zwingt. Du gabst ihm grünwogende Ackerfelder, gabst ihm die allmächtig zeugende Sonne, brennend am Firmament; gabst ihm Wolken voll Regen über seiner Hände Arbeit hin. Gabst ihm Saatzeit, Zeit des feuchten Wachstums, der feurigen Reifezeit, Zeit der aufbäumenden, unruhvollen Ernte.

Schobern und Scheuern gabst du ihm, gestampft voll Getreide. Mieten, berstend von Fülle; Speicher und Keller voll guter Dinge im mütterlich wahren Hause.

Schicksal, mein Schicksal, was gabst du mir? Mir ist nur eine schwarze Schmiede gegeben, Wolken voll Rauch belagern die rötlichen Fenster: du stelltest einen Amboß vor mein Gesicht, ein Schmiedefeuereisen mir in den Rücken. In die linke Hand gabst du mir die Zange, in die rechte den Hammer. Während draußen in lautloser Stille Nacht und Tag ruhvoll die Äcker wachsen, schmettere ich in tausenden Schlägen meinen Hammer auf eiserne Stangen. Regen rieselt in rotem Aschestaub, und meine Sonne ist das glutende, dörrende Schmiedefeuereisen. Ich säe die liebe, lange Woche das Fett meiner Muskeln in die Furchen der Eisenbarren. Der Tau der

schweißenden Stirne träuft auf die Felder der Eisenplatten. Von der Sonne, vom Licht habe ich nur einen Traum, einen schönen, glänzenden, duftenden Traum. Schmied, sei Schmied, weil du kein Bauer bist! Ich beherzige mich und mein Wort: Schmied, sei Schmied! Ich hämmere und hämmere! Will nichts anderes sein als Schmied, will nichts anders tun, als schmieden!

Und doch, es ist jemand da, der stärker über mich gebietet. Es ist jemand in mir, anders als der Schmied, Ich bin im Bann einer unsichtbaren Macht. Schmied, schlag dich frei! Schlag los! Ich hebe den Hammer und schlage zu!

Da sinkt der Amboß in den Grund! Die Werkstattwände fliegen auseinander, der eisenstaubschwarze Boden schwingt aus. Ich stehe, Bauer, vor einem Ackerfeld. Hafer und Weizen vor mir in schwerer Pracht unter der glutenden Sonne. Die Kartoffelsträucher auf den Äckern sinken in saugender Hitze. Die Äste der Obstbäume leuchten von roten und gelben Früchten bunt; unter den Pappeln, die den sanften Windungen des Flusses folgen, stehn die Kühe im Gras der Weiden.

Da: Koppeln von Schweinen stöbern durch den Eichenwald, Hühnerscharen picken sich durch die Stoppelfelder hin. Vom stillen Hofe erhebt sich ein Taubenschwarm, flügelt den dunklen Wäldern zu. Da schirren die Knechte die braunen Rosse, hell schimmern ihre flachsblonden Mähnen, ungeduldig schlagen die Schweife der schönen Tiere). Sie schirren sie vor die Mähmaschine. Nun brechen sie durchs Tor auf den Weg. Mein Urahn geht, die dampfende Pfeife im Mund, auf dem Hof einher, und da er in die Hände klatscht, stürzen aus der Küchentür die Mägde, klappern mit Eimern und Holzschuhen.

Sie wandern in die Wiesen und locken die Kühe mit lauten Rufen. Schon wühlen da und dort Erntepflüge im Land. Die Jugend des Dorfes rafft die weißen Früchte, Säcke straffen sich, von eilenden Körben gefüllt.

Wo der Bongert mit den leuchtenden Früchten lacht, werden von Baum zu Baum weiße Tücher gespannt. Der Apfelpflücker steigt die Leiter hinan. Von der Donk her werden die Schweine in die Stadt getrieben: der Schweizer lädt einen mächtigen Mastochsen auf den

Viehwagen. Dort, wo der breite Regenhut des Schobers sich erhebt, pfeift die Lokomobile des Dreschkastens. Schon schwanken die hochbeladenen Erntewagen heran, Dampf zischt auf; Räder und Riemen bewegen sich wie Arme und Hände, Garben werden hochgestoßen, Ballen von gepreßtem Stroh zur Seite gestapelt.

Ich sehe: still durch den Lärm und Staub rinnt, rinnt unaufhörlich der Strom der Körner in die Säcke.

Vor der Mühle am Fluß stehen die schweren Karren. Der Kran seilt die runden, prallen Säcke hoch. Breiten Stroms ergießt sich der Körnerfall in die Trichter der Mühlen. Die Müllerburschen gehn von Walze zu Walze, prüfen den Körnerfall und des Mehles Feinheit.

Eine Straße weiter, da tragen die Metzgergesellen, quer über den Nacken gelegt, die geteilten Viertel der Rinder und Schweine. In der Halle der Konsumbäckerei glühen die Backöfen auf. Mengmaschinen rotieren, die Bäcker schießen das Brot in die schwarzen Ofenschlünde. Brot! Brot! Brot! Brot für die Arbeiter, Brot für mich! Ich bin der Schmied! Hallo! Schmied! Tu auch du dein Werk! Träume nicht länger! Dein Amboß ist dein Weizenfeld, dein Kartoffelacker! An den Säulen der Werkstatt ranken Reben, die Binder am Dach sind verzweigtes Astwerk, darin, köstlich, Obst in Fülle prangt. Funken aus deinem Feuer steigen in den Schlot, es sind Bienen, die die Blüte deiner Flamme umschweben und dir Honig zutragen.

Hallo, Schmied! Träume nicht länger! Dein Hammer leuchtet wie eine Schnittersense im Morgenlicht!

Ernte schmiedend ein!

Da kommt dein Weib vom Markt zurück; sie hat aus der Fülle genommen, die du mit deinem Schweiß gesät. Sie geht an ihren Herd und kocht. Nun, Schmied, sei fleißig! Am Feierabend gehst du zu ihr, haust die Mütze an die Wand, packst dein Weib um den Hals. (Sie erwehrt sich deiner schwarzen Küsse.)

Da dampft auf dem Tisch dein Erntemahl! Goden Honger!

## Bildnis der Mutter

Die Mutter war eine ganz kleine Frau, hatte ein rundes, weißes Gesicht und schwarzes, glattgescheiteltes Haar, ein wenig Sommersprossen unter den dunklen Augen und trug immer dunkle Kleider. Im Sommer band sie ein weißes Tuch um die Stirne; sobald die Sonne schien, litt sie unter heftigen Kopfschmerzen. Im Winter hustete sie viel. Wenn sie eine kleine Last trug, ging ihr Atem schnell und heftig.

Von dem vielen unterdrückten Husten muß sie wohl den schmalen, etwas zusammengekniffenen Mund bekommen haben, der um der Worte Wert und Gewalt wußte. Sie hatte sieben Kinder. Kesselschmiedsbrut kommt schon halbtaub auf die Welt, die Natur ersetzt das fehlende Gehör durch größere Stimmkraft. Wenn wir die Küche mit unbeschreiblichem Lärm erfüllten, so klang manchmal vom Waschfaß oder Kochherd leise und ruhig das Wort: »Kinder!« Solche durchtönende Kraft, Zauber und Macht ging von Mutters Sprache aus, daß wir nicht nur gebändigt gehorsam, – sondern in uns gestillt und beruhigt wurden. Mit dem einzigen Wort: »Kinder!« – in vielfältiger Betonung, aber immer gütig und mild, hat Mutter uns erzogen. Nie fiel in dieser proletarischen Umgebung ein rohes oder Schimpfwort; sie glaubte so stark an das Anständige und Gute in ihren Kindern, daß Beifügungen wie bö's' oder schlimm, in ihrer Sprache fehlten. Sie leitete uns mit der magischen Gewalt ihrer Augen. Wir fühlten ihre Blicke wie helle Sonnenkringel auf unserm Gesicht, wenn Mutters Augen auf uns sahen. Wir taten – und hier ist dieser Satz keine Phrase: »was wir ihr von den Augen absehen konnten«. Wenn wir etwas Unrechtes getan hatten, meldeten wir uns sofort bei ihr und beichteten. Mutters freudiger Blick sagte uns, daß sie nicht umsonst an den anständigen Kerl in uns geglaubt hatte.

Wir lebten alle im Bannkreis der mütterlichen Zucht wie im lautlosen, leuchtenden Licht der Sonne. Das Gesicht der Mutter stand über dem wildesten Spiel und ging so lebendig mit uns auf unsern Wegen, daß all unsre Taten und Unterlassungen von vornherein durch ihre Gegenwart gerichtet waren: »Was wird Mutter dazu sagen?« Dies

Wort kam uns nicht einmal mehr bewußt ins Gedächtnis, es stand über unserm Leben.

Zärtlichkeiten waren unbekannt. Nie werde ich den ersten Kuß vergessen, den sie einem ihrer Kinder gab. Als Achtjähriger erwachte ich eines Nachts, tastete mich voll Unruhe durchs dunkle Haus in die Küche, stieß im Finstern an die Bank, fühlte auf dem Bankbrett ein kleines, eiskaltes Gesicht, dann den nackten, kalten Säugling. Ich tastete über den Tisch hin, stieß auf die Mutter, die mit dem Kopf über den Armen eingeschlafen war. Vor Angst und Aufregung konnte ich nicht sprechen. Da erwachte die Mutter, machte Licht und frug: »Heini, was fehlt dir?« Ich wies auf die Bank und sagte: »Leg ihm doch ein Kissen unters Köpfchen und decke ihn zu!« Da beugte sie sich über das kalte Gesichtchen und sprach: »Hermann ist tot, er braucht kein Kissen mehr, er ist diese Nacht gestorben!« Dann küßte sie das tote Kind auf den Mund, und da sah ich die ersten Tränen in der Mutter Augen. Wir erfuhren es erst später von der Nachbarin, daß sie fast jede Nacht mit dem wimmernden Kind in der Küche gewacht hatte, damit der Vater wenigstens schlafen konnte. Auch ein kleines Schwesterchen starb nach langer Krankheit. Jedes Jahr wurde ein neues Kind geboren und dann sahen wir Mutter drei Tage nicht; es waren die einzigen Tage, an denen sie krank feierte und ausruhte. Wenn am vierten Tage Kindtaufe war, tat sie, ein wenig blasser als vorher, ihre gewohnte Arbeit. Sie weigerte sich beharrlich, mit am Festtagstisch zu sitzen. Sie bediente die Taufgäste, wie sie das ganze Jahr über diente. Keiner von uns hat Mutter je mit am Familientisch essen sehen. Dreißig Jahre lang stand sie, wenn wir, Vater und Kinder, beim Essen saßen, zwischen Tisch und Kochherd; manchmal angelehnt in ausruhender Müdigkeit, aber immer gewärtig, einen Teller aufzufüllen oder eine Schüssel zu bringen. Zwischenbei richtete sie Vesperbrot für die Ausgehenden, ordnete oder säuberte still, daß sie niemand störte. Erst, wenn wir alle gegessen hatten und zur Arbeit weg waren, aß sie für sich allein.

Jeden Morgen stand sie vor fünf Uhr auf. Wenn wir von der Schlafkammer kamen, stand der Morgenkaffee mit gestrichenen Broten für alle bereit, hing die Wäsche fertig an den Schnüren.

Manches Mal war sie schon um halb sechs Uhr in die heilige Messe gegangen, trotzdem der Weg dahin fünfzehn Minuten weit war.

Unsere Mutter war die älteste Tochter einer Familie von vierzehn Kindern, die im Jahre achtzehnhundertachtundachtzig nach Amerika auswanderte. Sie blieb allein hier, weil sie sich mit dem fast doppelt so alten Kesselschmied verheiratete. Im ersten Jahre verloren sie durch einen unglücklichen Prozeß ihre kleine, kaum errichtete Werkstatt. Sie wurden gleich im Anbeginn so mit Schulden belastet, daß sie nur noch für die Gläubiger zu schaffen hatten. Der Gerichtsvollzieher blieb einer der ständigen Gäste der Familie. Des Vaters Sinn verdüsterte sich durch dieses Unglück, er wurde auch körperlich krank. Nun hatte die Mutter auch noch die Last der Werkstatt zu tragen. Mit ihrer schönen Handschrift machte sie alle Schreifarbeiten, lernte das technische Rechnen und führte die vielen Prozesse durch, die der Vater wider ihren Willen anfang. Sie machte es so gut, daß die Werkstatt auf ihren Namen eingetragen wurde und ein Richter in eine Klageschrift wegen einer technischen Sache den Satz aufnehmen ließ: »Klägerin ist Fachmann!« – Die Krankheit des Vaters führte zu solch einem Eheelend, daß die wenigen Bekannten ihr rieten, sich von ihm zu trennen. Auch wir Kinder konnten ihr nichts anderes raten. Doch dann lächelte die Mutter traurig und stolz; jedesmal sagte sie: »Ich hab es Gott am Altar geschworen, meine Pflicht zu tun. – Kinder, ihr wollt doch nicht, daß ich wortbrüchig werde!«

Und so wuchsen wir heran; einer nach dem andern kam in die Werkstatt. Als der Jüngste aus der Schule entlassen wurde, brach der Krieg aus. Am Morgen des ersten Mobilmachungstages gingen wir noch einmal in die Messe. In dieser Stunde schrieb ich ihr zum Trost mein Abschiedslied: »Laß mich gehen, laß mich gehen!« in ihr Gebetbuch. Von ihrem Mutterherzen fand das Lied den Weg ins Vaterland und wurde zum Trostlied vieler Kameraden, auch das Todeslied ihres Jüngsten, der am zwölften September neunzehnhundertundachtzehn an der syrischen Front bei Bethlehem bei den Rückzugskämpfen vermißt blieb.

Sie hoffte, er würde heimkehren, bis es keine Hoffnung mehr gab. Dann wurde sie Großmutter von acht Enkelkindern, pflegte den Mann

in stiller Pflichttreue bis er, vierundachtzigjährig, starb. Als sie diesen Mann, ihr Schicksal, in Gottes Händen wußte, da war ihr Leben und ihre Mission erfüllt: sie erkrankte gleich hinterher und starb, genau auf den Tag ein Jahr später wie der Vater. Sie starb, wie sie gelebt hatte, unter unsagbaren Leiden, am Krebs.

Meine Mutter war nur von Gestalt und Körperkraft eine ganz kleine schwache Frau. Ihre Seele jedoch war die einer großen Heldin. Sie war eine der Millionen stiller und schlichter Mütter des Volkes, die in christlicher Erkenntnis ihres Schicksals das Wort mit Blut und Leben zur Wahrheit machten: Besser Unrecht leiden als Unrecht tun!

Ich knie vor dem Bildnis meiner toten Mutter und erneuere den Schwur, den ich als kleiner Junge fest in mein Herz prägte: Stark und groß zu werden, um ein Kämpfer zu sein für das Recht der Mutter auf ihr mütterliches Glück!

Liebe Mutter, und du sollst tot sein?

### **Erstes Leid und erste Freude**

Vier Jahre lebte ich schon und lebte in dem glückseligen Zustand, in dem es Leid und Freude noch nicht gibt. Der Tag und die Stunde, in der sich die Welt mir im Leid offenbarte, diese zweite Geburt, der tatsächliche Eintritt ins Leben, war eine so große Erschütterung, daß ich sie nicht wieder erlitt, bis ich als Soldat zum erstenmal durch das Sperrfeuer von Granaten, Schrapnells und Maschinengewehrfeuer mußte.

Damals, vor vierzig Jahren, war es an einem schönen Herbsttag – ich seh ihn noch immer leuchten –, ich hatte die Schürze voll Roßkastanien gesammelt, sie in Mutters Küche getragen und war dann wieder hinunter zum Spielen gegangen.

Ich erinnere mich der sonnenbeschienenen Straße, sie war in der Mitte weiß von Staub; an den Rändern grün und dunkel von den Chausseebäumen, und in der Mitte zogen Karren und Wagen. Ab und zu kam auch eine Pferdebahn. An diesem Tage aber mußten die Fuhrwerke ganz auf einer Seite fahren, eine große Schar Arbeiter

hatte die Straße, von unserer Hausseite an, aufgeschlagen. Wenn die Pferdebahn kam, hielten die anderen Wagen. Oft rutschten die Räder in die Gosse und saßen fest; dann gingen manchmal alle Arbeiter an die Räder, schrien und hoben den Wagen wieder auf die Straße. Der Kutscher schlug mit der Peitsche, die Pferde sprangen wild im Geschirr und rissen den Wagen heraus.

Um die Bäume herum wurden Rinnen gehackt; unter den grauen Steinen kam gelber Lehm heraus, der auf eine Schiebkarre geladen und weggefahren wurde. Zuerst spielten wir in dem gelben Lehm. Dann sahen wir, wie die Männer ein dünnes, breites Messer nahmen und an dem Baum vorbeizogen. Ein anderer Mann stellte eine Leiter an den Stamm und machte ein Seil in den Ästen fest. Als ich sagte: »Jetzt kriegt der Baum eine Schleife in die Haare!« lachten die Männer über mich.

Der Heinrichs Heini nannte das Messer »Säge«, sein Vater war Schreiner und hatte viele solcher Dinge. Ich sah diese merkwürdige Arbeit, die gar nicht voranging, neugierig an, und erst, als ein anderer Mann mit einem Beil kam, wurde ich unruhig. Der schlug zu, und aus dem grauen Stamm sprangen weiße Holzstücke. Da nahmen zwei Männer uns Kinder an die Hand, brachten uns in die Haustür und drohten mit der Faust, wenn wir bloß den Kopf herausstreckten. Inzwischen standen viele Leute weit um den Baum herum, einige hielten das Seil, einer schlug noch mit dem Beil. Als ich begriff, daß der Baum umgeschlagen werden sollte, fingen mir die Hände an zu zittern; vom Kopf her schoß mir ein Schauer durch den Leib, der Bauch war wie ein Stein hart und schwer, und dann konnte ich nicht mehr atmen. Auf einmal stand ich ganz allein in einem großen Kreis von Leuten. Der Mund ging mir weit auf, ich wußte nichts, sah nichts mehr vor Tränen, ich schrie. – Dann wurde es dunkel, ich roch die Küchenschürze meiner Mutter und wurde weggetragen. Dann muß ich wohl eingeschlafen sein, denn ich fand mich im Bett wieder.

Auch die Mutter hatte diese Stunde nicht vergessen; solange wir jung waren, hatte sie zu viel Not und Sorge, um über solche Kleinigkeiten zu reden. Erst als ich aus dem Kriege zurückkam und sie mich im Lazarett besuchte, sprach sie über meine Kindheit und

erzählte mir viel, von dem ich keine Erinnerung mehr hatte. Mit diesem Ereignis aber fing sie an: »Erinnerst du dich an die Zeit, als an der Rheydter Straße vorbei noch Bäume standen? Weil der Verkehr zwischen den beiden Städten immer größer geworden war, wurden sie eines Tages abgeschlagen. Trotzdem die Arbeiter mit einem Seil den Platz abgesperrt hatten, bist du durch den Kreis gelaufen und bist dem Mann, der mit der Axt in der Grube saß und in den Stamm schlug, auf den Rücken gesprungen. Du hast ihm den Arm festgehalten. Du schriest immerzu: »Lieber Mann, du darfst den Baum nicht totmachen! Der gibt mir all seine Kastanien! Du darfst dem Baum nicht weh tun, das ist unser Baum, den kenn ich so gut!« Ein anderer Arbeiter hatte dich schon wieder weggenommen und dich an die Haustür gestellt, du aber bist immer zu dem Mann mit dem Beil gelaufen und hast ihn geschlagen, gekratzt und gebissen. »Der arme, liebe Baum! Du böser, frecher Mann!« riefst du, und dann kam ich und trug dich fort. Du hast geschrien, daß die Leute glaubten, du würdest ersticken oder platzen – geschrien, daß man es hundert Meter weit hören konnte. Immer hast du auf die Straße rennen wollen, hast um dich geschlagen und vor Wut weder mich noch deinen Vater gekannt. Es war ein richtiger Schreikrampf, der wohl eine Stunde gedauert hat. Dann hast du lange geschlafen, und wenn du die Bäume, die nun alle abgeschlagen wurden, krachen hörtest, fingst du immer wieder zu weinen an. Erst als die Straße wieder in Ordnung war, hörtest du endlich mit dem Weinen auf. Drei Wochen lang bist du nicht auf die Straße gegangen, so sehr hast du den Bäumen nachgetrauert!«

In Mutters Küche war wenig Lustiges zu erleben, Spielzeug gab es nicht viel, und da wir gar keine Verwandten hatten, die uns mit Besuch beglückten, so fiel nichts Außerordentliches in meine Kindheit. Auf die Straße wagte ich mich nicht zu oft. Ich war ein schwächliches Kind und bekam überall Püffe; ich war nicht stark genug, so wiederzuschlagen, daß meine Fäuste mir Achtung verschaffen konnten. Die Schule machte mich mit dem langen Weg müde, und weil ich der Kleinste in der Klasse war, noch eine Handbreit kleiner als der Nächstkleinste, mußte ich mich immer mehr des Übermutes der Größeren erwehren. Was es auch zu leisten gab, ich war immer der Letzte, der am wenigsten mitkonnte und den grausamen Spott der Stärkeren

auszustehen hatte. Ich muß dazu von einem mimosenhaften Stolz gewesen sein, denn ich weinte viel über die Zurücksetzung. Zum Lernen fehlte mir die Aufmerksamkeit. Ich mußte immer zum Fenster hinaussehen oder hören; wenn der Gemüsehändler seinen melodischen Gesang über die Straßen schmetterte, so hörte ich da hin. Wenn die Spatzen im dichten Epheu, mit dem das Schulhaus bewachsen war, lärmten, so konnte ich meine Ohren nicht abwenden. Ob draußen Kinder spielten, der Sturm pfiß oder der Regen schlug, meine Sinne gingen nach draußen. Manchmal wollte ich wirklich etwas lernen; doch, wenn ich scharf aufpaßte, schlief ich ein. Ich hatte es nicht gut in der Schule, weil ich eben der Letzte war und vor Schlägen fürchterliche Angst litt.

Und doch hat die Schule mir meine erste große Freude vermittelt: es war in der Badeanstalt. Einmal kam zufällig anstatt des warmen nur kaltes Wasser aus den Röhren; so kalt, daß nach wenigen Sekunden die Jungen in den warmen Ankleideraum zurückliefen und nicht wieder in die Brausezellen wollten. Als der Wärter mit dem Lehrer kam und sie mich allein unter der Brause sahen, frugen sie mich, ob dieses Wasser denn nicht auch kalt sei. »Ach was! Das ist ganz mollig und schön!« rief ich. In Wirklichkeit schnatterten mir die Zähne vor Kälte. »Das kann doch nicht sein«, sagte der Wärter. »Wenn das Wasser überall kalt ist, so muß es auch an dieser Brause kalt sein.« Ich aber platschte und rieb mich, als seife ich mich ein. Als der Wärter mit der Hand das Wasser prüfte, kriegte er noch einen tüchtigen Platsch auf seinen weißen Mantel mit. »Junge, das ist ja genau so eisig wie überall! Du mußt ja frieren! Heraus!« rief er.

»Ach was!« sagte ich, »mir ist ganz schön warm dabei geworden!«

Da holte mich der Lehrer heraus und führte mich in den großen Ankleideraum zu den anderen. Der Lehrer legte mir ein großes Badetuch um die Schultern und sagte zu den anderen: »Hier! Ihr großen Kerle! Was für armselige Bangbüchsen seid ihr gegen den kleinen Lersch! Ihr glaubt, ihr wäret stark, wenn ihr mit euren großen Kräften und Knochen über den Kleinen Meister werdet und ihn verhaun oder verjagen könnt, drum seid ihr stärker als er! Ihr Dummköpfe! Ihr könnt euch drauf verlassen, der kleine Lerschkes, der

bringt es mit seinem schwachen Körper weiter als ihr mit den starken Knochen. Ihr könnt die Schwächeren beherrschen, der kleine Lersch aber kann sich selber beherrschen! Und wer sich selber beherrschen kann, der ist wirklich stark und bringt es zu was im Leben! Nehmt euch ein Beispiel dran!«

Der Wärter stellte mich auf einen Stuhl und sagte: »Das war mutig, kleiner Heini! Siebzig Feiglinge und ein Held! Mach weiter so!« Der Lehrer achtete seitdem in der Pause immer auf mich. Aber es war nicht mehr nötig, sie ließen mich von selber in Ruhe.

Dieses kleine Ereignis unter der kalten Brause hat mir meine ganze Jugend darum und dadurch verschönt, weil ich Selbstvertrauen gewann. Immer wieder versuchte ich, mir durch eigene Hilfe vor der Übermacht der Größeren zu helfen. Bis dahin hatte ich nur einen Wunsch: groß und stark zu sein, um Rache an meinen Peinigern nehmen zu können. Seitdem wußte ich, daß nicht die Fäuste allein entscheiden! Mit den kleinen Siegen über meine eigene Schwachheit hatte ich über die Stärkeren gesiegt.

Von dem Tage an lernte ich das süße Glück der Macht kennen, die aus der eigenen Gnade und eignen Knochen, dem eignen Willen stammt. Das war die erste große Freude meines Leben und alle anderen Freuden sind mir nicht als Geschenk in den Schoß gefallen; alle kleineren und größeren Freuden, sie stammen, wie der Baum aus einem Samenkorn, aus jener ersten Freude her.

### **Opfer der Arbeit**

Einmal hatten wir mitten im Sommer keine Arbeit. Da sagte mein Vater, daß es jetzt Zeit wäre, meine Verwandten kennenzulernen. Sie wohnten im Wurmkohlenrevier bei Aachen. Nie war bei uns über diese Verwandten gesprochen worden. Der Vater erlaubte mir, die Reise zu Fuß zu machen, trotzdem ich noch keine achtzehn Jahre war. Es waren an sechzig Kilometer zu Fuß, und acht Tage durfte ich ausbleiben. Am Abend des zweiten Tages kam ich in das Bergmannsdorf. Als ich nach den Leuten fragte, sah man mich merkwürdig an und lächelte geheimnisvoll. So, daß ich vorzog, nicht

zu sagen, daß es meine Verwandten waren. Die Nachbarn redeten miteinander. Einer bot sich an, mich hinzuführen, denn allein würde ich das Haus doch nicht finden.

Ein bewaldetes Tal war in die Landschaft eingeschnitten. Hoch von der Straße aus zeigte der Mann einen Pfad, von dem ich inmitten eines Gebüsches eine Hütte sah. Ich ging den Pfad hinunter. Die Abendsonne leuchtete mild, und die Vögel sangen. Das Tal war nach der kleinen, schmutzigen Kohlenstadt wie ein herrlicher Garten, und ich vergaß das merkwürdige Lächeln des Führers. Da lichtete sich das Gebüsch; auf einer kleinen Wiese weidete eine Ziege. Am Wegrand saß ein alter Mann. Er wandte den Kopf zu mir, sah voll und lang in mein Gesicht. Ich setzte mich zu ihm, fragte nach seinem Namen. Er nickte nur, sah mich wieder lange an und nannte mich Matthias. Er wunderte sich immer nur, daß ich noch so jung sei. Dann würde ich die Altersrente sicher nicht bekommen, er bezöge sie schon seit vielen Jahren.

Unter ungläubigem Kopfschütteln, Beschauen, Befragen, sah ich, anfänglich mit Entsetzen, daß er mich für meinen Vater hielt. Er besah sich meine Hände und sagte, der Zeigefinger sei aber wieder schön angewachsen, den hätte ich doch in der Grube verloren. So ums Jahr sechsundsiebzig. Eifrig und anschaulich schilderte er, wie der Finger verlorenging und wußte sogar noch, daß die Maschine aus Jupille in Belgien gekommen war. Er beschrieb den Anzug, den der Vater an jenem Tag trug, so deutlich, daß ich ihn von einer Fotografie, der einzigen, die es aus Vaters Jugendzeit gab – wiedererkannte. Immer wieder wunderte er sich, daß ich so wenig gealtert, während er doch schon seit vielen Jahren seiner Haare wegen der »Weiße« genannt wurde.

Aber als ich ihm eine Fotografie unserer Familie zeigte, auf der Vater und Mutter und meine sechs Geschwister abgebildet waren, da fing er an zu weinen und sagte, er begreife nicht, warum der liebe Gott alle Brüder und Schwestern, ja, seinen Vater und die Mutter, so jung erhalten hätte und nur ihn so alt gemacht. Ich wollte ihm erklären, daß der vermeintliche Vater sein Bruder Matthias und ich des Matthias Sohn, sein Neffe, sei, aber er wollte nichts von diesen Lügen wissen.

Gott habe ihn zu Unrecht bestraft; er sei doch immer nur ein braver Schmied gewesen und jeden Sonntag in die Kirche gegangen.

Die Ziege schaute bei dem lauten Weinen des Greises auf und rieb ihren Kopf an des Alten Gesicht. Da schlug er den Arm um den Kopf der Ziege und weinte, während das Tier die salzigen Tränentropfen leckte. Als er aufstand und ging, drängte die Ziege mich eifersüchtig beiseite. Unsägliche Traurigkeit beschlich mich. Ich wurde für meinen Vater gehalten. Mir war, als fühlte ich mich schon verwandelt, als durchpulste mich fremdes Blut und Gefühl. Ich gedachte zu fliehen, die kommende Nacht weiterzumarschieren. Ich tastete über mein Gesicht, als müsse ich die Falten des Vaters auf meiner Stirn wiederfinden, seinen Bart fühlen und die leere Höhle seines linken Auges. Wir gingen ins Haus. »Dat is Matthias!« sagte der alte Onkel, »der Matthias is gekommen! Gerhard, Gott hat mich gestraft, Matthias ist jung und ich bin alt! Oh, Gerhard, was hab ich verbrochen, daß er mich so straft!«

»Goden Ovend, Nonk!« grüßte eine Männerstimme, »dat is schön, dat du uns besuchst! Mar, du bist der Nonk Matthias nicht, du bist zwanzig Jahr, – sein Junge bist du, ja, der weiße Heinrich ist vierundsiebzig. Er ist dein Patohm! Ja, alles ist wunderbar! Wunderbar! Henn! Das glaubt kein Mensch nicht, da bricht die große Flamme durch den Stollen, frißt die Stempel auf, daß sie flammen und sinken, – die Stollenwände sind glühend, der Berg brennt, Kohlenwände glühen! Hinter dir die gewaltige Flamme, die brennende Erde hinter dir, und rennst du vor der Flamme, und die Flamme rennt und donnert hinter dir her, – und da steht der Mensch, tief unten in der Erde, auf Sohle vierhundert, und schaut hinauf durch den offenen Schacht in den hellen, lebendigen Tag, – und siehst du oben am Himmel die Sterne gehen, – und in der Nacht der Erde die lebendige Flamme hinter dir und durch den dunklen Schacht am hellen Tag die Sterne, ja die Sterne, die Sterne ...«

Er hob die Arme in die Höhe, warf den Kopf in den Nacken, während sein Leib sich in der Bewegung atemloser Flucht aufbäumte; er streckte sich aus, reckte sich hoch, spreizte die Finger, als bete er ein Wunder an, und dann sank er ruckweise zusammen, murmelnd:

»Die Sterne, ja die Sterne!« – Dann fiel er mit leisem Wimmern auf den Boden nieder.

Der Alte kam und lächelte. »Ja, Matthias, auch den hat Gott gestraft! Aber Gerhard ist aufgefahren in den Himmel, durch den schwarzen Schacht in den Himmel, an dem man am hellen Tag die Sterne sehen kann, – er ist jetzt glücklich. Komm, setz dich an den Tisch!« Er nahm mich an der Hand, schritt über den liegenden Vetter weg, und im Halbdunkel des Raumes sah ich einen Tisch stehen, eine Kaffeetasse stand auf der Platte, halbvoll, aber so schief, daß sie an einem Rand überlief. Da erst merkte ich, daß der Boden des Raumes schräg war, daß die Schränke schief standen und die Mauern; nun wußte ich, daß Bodensenkungen den Raum so verwandelt hatten. Ungeachtet des Menschen, der am Boden lag und stöhnte, zündete der Alte das Feuer an, ging und molk die Ziege, stellte Teller auf den Tisch, brockte Brot und wärmte die Milchsuppe.

Der Alte setzte sich, aß und nickte mir freundlich zu. Als er den Teller zur Hälfte geleert hatte, sagte er zu dem Vetter: »Gerhard, Anna ist da!« Auf das Wort »Anna« erwachte der Bewußtlose, sagte mit erhobener Stimme: »Anna«, sah sich um und verschloß die Augen mit den Händen. Dann schüttelte er sich, stellte sich langsam auf die Füße, klopfte die Kleider rein und setzte sich an den Tisch.

Als der Alte eine kleine Öllampe angezündet auf den Tisch stellte, war mir nichts mehr fremd. Ohne Neugier oder Beklommenheit aß ich mit gutem Hunger. Ich gewöhnte mich an die Regelmäßigkeit, mit der der Vetter, wo er ging oder stand, zwischen allen Verrichtungen – mitten im Erzählen – die Hände hob und in fast feierlicher Ekstase wie eine Beschwörung die Worte aus sich herausstieß: »O Wunder! Das glaubt kein Mensch nicht! Da bricht die große Flamme durch den Stollen, frißt die Stempel auf, daß sie flammen und sinken, die Stollenwände glühen, die Wände brennen, Kohlenwände glühen. Hinter dir die Flamme, gewaltige Flamme, und die Flamme donnert; und da steht der Mensch tief unten auf der Sohle vierhundert und schaut hinauf durch den schwarzen Schacht in den hellen, lebendigen Tag, da oben am Himmel die Sterne gehen und in der Nacht der Erde

die lebendige Flamme hinter dir, und durch den schwarzen Schacht die Sterne, ja die Sterne, die Sterne...«

Ich blieb drei Tage bei ihnen, ging in dem Geheimnis, wie die beiden selber ohne Neugier. Hörte sie reden, von unwirklichen Dingen, in Worten, wie ich sie nie hörte, oft nur Klang, nur Erinnerung an Bilder und Geschehnisse, rhythmisches Raunen, in Verzückung und Hingerissenheit, in Angst und Wildheit, in allen Formen von Temperament und Wahn. Es ist mir nicht bewußt geworden, als was ich gelebt in den drei Tagen und Nächten. Ich weiß nur, daß ich mitschwang und die Flamme fühlte, die durch die glühende Erde jagte und den Bergmann zum Schacht trieb; zu dem Schacht, dem eine Explosion das Fördergerüst weggerissen.

Ganz gelegentlich sagte mir später die Mutter, daß der Bruder des Vaters durch einen niederfallenden Eisenträger verwundet wurde und seitdem sein Gehirn krank sei; der Vetter habe bei einem Grubenbrand den Verstand verloren. Die zwei hätten sich zusammengetan und lebten von der Unfall- und Altersrente.

»Die Arbeit frißt sie alle – alle Lerschs frißt die Arbeit auf. Sein Bruder Anton ist schon als Junge durch übergroßes Lastenheben und Tragen am Bruch gestorben. Gerhard und Arnold sind wie der Vater, ewig hinter Erfindungen und Maschinen her – wollen alles verbessern, alles erneuern. Am Tag überm Amboß, in der Nacht über der Zeichnung – keine Ruhe kennen sie, keine Rast, keine Familie, keinen Sonntag – immer ist ihr Kopf oder sind ihre Hände an der Arbeit. Darum bringen sie es zu nichts, verspekulieren, verspintisieren alles, was sie erarbeiteten. Darum wollt ich, du wärst ein richtiger Techniker geworden! Aber, nun werdet auch ihr alle Kesselschmiede – mag Gott euch vor den Maschinen beschützen!«

### **Die in den Fabriken sterben ...**

»Es war auch Zeit, daß du kamst!« sagte mein Bruder Paul, »ich hab 'ne Masse zu arbeiten, du kannst in der Baumwoll-A.-G. eine Dämpfkesselreparatur mitmachen. In drei Tagen und Nächten muß sie

fertig werden, denn dreihundertfünfzig Weber warten darauf. Also ran! Es wird ja auch bezahlt!«

»Dafür bin ich wirklich nicht von Hamburg gekommen, um an dem Kessel des Herrn Kommerzienrats meine Knochen zu erproben: Ich wollte weiter auf Wanderschaft.«

»Wohin? Am Ende jeder Straße steht doch eine Fabrik – an der Arbeit kannst du doch nicht vorbei!« sagte Paul.

Also ging ich mit.

Nun war ich wieder bei den Webern; die Zeugdrucker grüßten mich, als sei ich vorgestern noch bei ihnen gewesen, nichts war verändert. Nur ich war nicht mehr derselbe.

Wir fingen an, klopfen den ganzen Nachmittag durch, es ging auf den Abend zu. Die Mutter brachte uns Essen, wir hatten die Sache als Akkordarbeit übernommen. Also blieben wir die Nacht, schliefen ein paar Stunden auf Säcken und Ballenzeug.

Als ich nun um neun Uhr zum Frühstück aus dem Kessel kroch, gellten plötzlich die Klingeln, heulte ein Brandhorn, ich sah zum Fenster hinaus: in der großen Spinnerei dicht nebenan schlugen die Flammen aus allen Fenstern. In den Kellern mußte der Brand begonnen haben, aber doch zeitig genug entdeckt worden sein, denn auf der Straße standen schon die Arbeiter und Arbeiterinnen in Gruppen und zählten sich nach Sälen ab. Da schrie der Meister auf: »Der Schmierer fehlt!«

Der Schmierer gehörte keinem bestimmten Saal an, er gehörte zur ganzen Abteilung.

Die Feuerwehr kam an. Ich sah den Meister in den Hof hineinrennen, er stieg die Leiter am Schornstein hinauf, lief über das Dach des Kesselhauses und hielt die Hände vor das Gesicht. Über den Hof hin strahlte schon die Glut; hinter ihm der Brandmeister und zwei Wehrmänner. Er rannte an der Front der Fenster entlang, hinter welchen er den Schmierer vermutete: da schleuderte er den Arm zum Himmel, kletterte die Brandleiter hinauf, die zu den Stockwerken führte, in dessen Fenster ich stand. »Siehst du ihn?« schrie er mir entgegen. Da sah ich in den Flammen hinter den Gittern eine Gestalt,

ich winkte hin, sie verstand mich. Schon zog der Brandmeister einen Schlauch hinter sich her und gab Wasser auf das Fenster. Hinter mir brüllten andere Wehrmänner: »Fenster frei!« Ich kletterte aus dem Loch, hinunter die Brandleiter, aufs Heizraumdach hinab. Mitten in den schießenden Wasserstrahlen stand der Schmierer, er rüttelte an den Stäben des Lagerraumfensters. Nun gab die Wehr von drei verschiedenen Seiten aus sechs Schläuchen Wasser. Hier war ein Menschenleben zu retten. Ströme von Wasser drängten das Feuer in die Nebenräume ab; als der Mann sah, daß das Gitter nicht weichen wollte, fing er in unmenschlichen Tönen zu schreien an. »Zur Straßenseite hin!« brüllte der Webmeister. Als für einen Augenblick alle Schläuche zu einem höheren Fenster gerichtet waren, aus welchem eine Feuergarbe brach, winkte der Webmeister mit ausgestrecktem Arm zur Straßenseite hin. Mit einem einzigen erschütternden Schrei rannte der Schmierer vom Fenster fort und sah bald wieder zu dem Flurfenster hinaus. »Vorwärts!« brüllte der Webmeister. Nun rannten auch alle Wehrleute mit den Schläuchen, so schnell sie konnten, voran. Da tauchte der Mann wieder auf: er war in den Ballenaufzug hineingelaufen, der in einem schachtähnlichen Einschnitt vom tiefsten Keller bis zur Höhe des vierten Stockwerkes ging. Ein neuer Schrei: eine Flamme fuhr hinter dem Geretteten her, stob vor, schlug wieder zurück. Ein gräßliches Krachen: im ersten Gebäudeteil hatte die Decke nachgegeben und die schweren Zwirnmaschinen sausten durch die Betonböden und trieben wie fürchterliche Blaskälge die Flammen nach allen Seiten. Haushoch flammte das Dach auf, die Flamme wurde von stürzenden Maschinen zurückgerissen und nun brannte in wabender Glut dieser Flügel aus. Niemand sah jetzt nach dem Schmierer: er hatte sich vor den Flammenschlägen auf die Konstruktion gerettet, verbrannte sich aber an den heißgewordenen Stangen die Hände.

Er sah sich hilflos um und riß in seiner Verzweiflung am Hubseil – das Unheimliche geschah, trotzdem die Transmission nicht mehr lief, hob sich der Aufzugs-Kasten. Ob nun ein Riemen durchgebrannt war und das Gegengewicht sich senkte, jedenfalls stieg der Kasten, stieg wie von einer unsichtbaren Hand gezogen durch den ersten und zweiten Stock. »Gerettet!« schrie alles wie aus einem Munde. Der

Kasten stieg noch höher, blieb dann aber zwischen dem vierten Stock und dem Speicher hängen. Die Ausgangstüren standen vor den Mauern, rechts und links fest verschlossen. Nach vorn in den Hof hinein sah er über das Geländer in eine Flut brennenden Schmieröls, welches auf dem treibenden Wasser den Weg zum Kanal suchte. Der Kanal faßte die Wassermengen nicht, das brennende Öl lief in den Fahrstuhlschacht und schlug dann in langer Flamme unter den Boden des Kastens. Niemand konnte sagen, ob der Boden holz- oder eisengedielt war. War er von Eisen, würde er bald glühend werden, und war er von Holz, so würde er bald verbrannt sein. Ein Windstoß trieb den Qualm zur Seite, – die Wehrmänner hielten alle Rohre auf den Kasten, doch die Wasserbogen erreichten den Mann nicht. Der eingeschlossene Schmierer hielt sich die Arme schützend vor das Gesicht, er riß sich die Jacke aus und warf sie sich um den Kopf. Er sprang, wie wahnsinnig, von einer Ecke in die andere, jetzt wickelte er die Fetzen der Jacke um die Hände; er wollte die glühend gewordenen Stangen fassen, um an ihnen in die Höhe zu klettern. Die Lappen flammten auf, – mit schauerlichem Schrei fiel er auf den Boden zurück. In gewaltigen Sprüngen tanzte er von einer Ecke in die andere, rannte mit dem Kopf gegen die Konstruktion, griff plötzlich wieder nach den glühenden Stangen, – da schoß ein Wasserstrahl auf seine Hände. Der Brandmeister hatte alle anderen Rohre drosseln lassen; dies eine Rohr gab den gesammelten Druck hoch genug. Als er den Kasten unter Wasser setzen wollte, kam von der Straßenseite der Schlosser angelaufen. Er schrie dem Brandmeister zu, er dürfe kein Wasser in den Kasten geben; die Schlosser hätten heute früh die Karbidtonne zum Schweißen an den Dampfkessel bringen wollen und diese sei bestimmt nicht aus dem Kasten herausgekommen. Wenn Karbid und Wasser zusammenkämen, gäbe es eine Explosion. »Wasser! Wasser!« gellte es aus dem Kasten. Immer verzweifelter, in heulenden Stößen, schrillte das Todesgeschrei. Der Qualm verdeckte den Kasten, man hörte immer, wie die gepeinigten Füße sprangen, einen Augenblick zögerte der Brandmeister, dann hob er dennoch den Schlauch und kühlte zuerst den Boden, dann die Wand und vorsichtig die Stangen. Wie ein Turner am Gerät schwang sich der Schmierer hoch. Er preßte das Gesicht zwischen das Gestänge, riß den Mund nach dem

Wasserstrahl auf, – da stieß eine weiße Qualmwolke hoch, eine Explosion schleuderte einen schreienden Menschen in die Höhe, – nun griff er im Fallen noch nach einer Stange, hielt sich, – dann barst der Kasten. Die Trümmer fielen in den feurigen Abgrund, hinterher, mit ausgestreckten Armen und Beinen, der Mann; er schlug mit dem Kopf noch erst auf den Schachtvorsprung, dann sausten die Füße gegen die Mauer, in einer aufschießenden Flamme verschwand er, vom brennenden Morast überschlagen.

Acht Männer schrien, jeder hatte den Fall kommen sehen, jeder wußte, jeder sah, hier war es vorbei; mochten nun die Mauern ausbrennen. Ich stieg hinter den Wehrmännern hinunter, ging in meine Kesselecke, setzte mich, glitt vom Ballen, streckte mich aus; als wenn die Angst, der Todeskampf, die Brandschmerzen in mich hineingefahren wären, so fremd war ich mir selber. Ich schlug mit Wissen und Willen die Fäuste auf dem Beton wund, preßte ein bannendes Stöhnen in meine Brust zurück, es half nichts. Mir war, als brannte ich in dem glühenden Käfig, ich brannte und verbrannte nicht, es brannte in mir weiter.

Jetzt wußte ich es mit einem Male, was mir fehlte, jetzt wußte ich, was mir das Leben unerträglich machte! Ich kaute an Lauten, die aus meiner Kehle schreien wollten, aber sie war noch nicht mit Gedanken gefüllt, ich wollte nicht schreien, ich wollte etwas sagen. Eine Sage sagen, einen Spruch sprechen, eine Rede reden, ein wirkendes Wort formen. Ich fühlte die Gedanken wie dickes Blut im Munde, ich konnte nicht einmal gurgelnd ausspeien. Nein, das Blut mußte ins Wort hinein, die Gedanken waren klar. Hier hab ich wieder erlebt: der Arbeiter ist ein Soldat ohne die Ehre des Soldaten, obgleich er bis zum letzten Blutstropfen kämpft wie ein Soldat! Der Arbeiter glaubt ja selbst noch, er arbeitet ums Geld; das ist eine dumme Lüge, er arbeitet Leben ins Werk hinein! Opfert der Soldat für das Vaterland seinen Leib, auf daß es erkämpftes Land werde so blutet das Leben des Arbeiters ins Werk hinein, damit die Fabrik seine Arbeitsheimat werde. Ja, wir sind Soldaten der Arbeit und wollen die Ehre des Soldaten erringen!

Das wollte ich sagen, aber das Wort stand vor dem Blut und das Blut vereinigte sich noch nicht mit dem Wort. Da wußte ich: jetzt muß

du Dichter werden, um eine Sage sagen zu können: die Sage vom Soldaten der Arbeit. Dazu mußt du in die Einsamkeit gehen und so lange Blut und Wort im Munde behalten, stumm sein und leiden, bis Wort und Blut eins sind. Ja, jetzt mußt du auf die Wanderschaft gehen, einsam und allein, in die Gebirge und Täler, auf die Felder, in die tiefen Wälder, in denen der Gott wohnt, der unsere Sprache schuf.

Mechanisch griff ich nach meinen Kleidern, zog mich um und ging auf die Straße. Mein Bruder stand beim Brandmeister und ließ sich erzählen. Als er mich sah, nickte er und sagte: »Komm! Wir wollen ran und fertigmachen! Tod oder Leben, immer muß es Kesselschmiede geben! Der Kessel muß geflickt sein, die Lebendigen müssen weiterschaffen! Wir müßens machen, sonst bezahlt uns keiner etwas für die gearbeiteten Stunden!« Einen Augenblick war ich empört, wollte ihm eine Gemeinheit entgegenschreien, – da besann ich mich: er hatte ja nichts gesehn! Er wußte nicht, was das heißt: »Ein Mann verbrannt!« Er hatte ja die Schreie nicht gehört. Ich sagte: »Es war unerträglich anzuhören, wie der schrie!« – »Es muß schauerhaft gewesen sein!« sagte er bewegt, – »aber es hilft nichts, ran! Noch ein paar Stunden, dann pennen wir eine lange Nacht!«

Seit diesem Feuertod starb etwas in mir und – wurde ein Neues geboren. Als ich wieder arbeitete, schlug ich grelliger als je, haute grimmiger als gestern früh. Es war eine Wonne, an den spitzen Stemmer zu denken, der schmale Furchen in das Blech hineintrief. Der Stemmer ist Stahl und kein Mensch. Bloß nicht an den Menschen denken, der Mensch brennt. Nach einer Stunde schmeckte mir das Essen vorzüglich, ich hatte tüchtigen Hunger und aß mich satt und voll; dann arbeitete ich noch zwei Tage und Nächte. Als ich am anderen Tag in die Fabrik zum Nachsehen ging, kam ich an der Werkswohnung des Schmierers vorbei. Da stand neben der Haustür das schwarze Kreuz der Toten-Bruderschaft, auf dem in großen, weißen Buchstaben geschrieben stand: »Heute mir – morgen dir!«

## Der Kampf um die Ehre

Ein Schulkamerad, der in seinem elterlichen Geschäft die Lehre bestand, kam oft in unsere Werkstatt, um sich Zugformen zum Ziehen von Zierleisten am Verputz der Hausfronten auszuschlagen. In den vielen herbstlichen Regenstunden half er uns bei der Arbeit. Dafür besuchten wir, wenn wir nicht viel Arbeit hatten, seinen Bau. Bei dieser Gelegenheit versuchten auch wir, den Zementmörtel an die Mauer zu Watschen, so wie er und sein Vater es machten.

Das sah so leicht und spielend aus; doch regelmäßig fiel der Mörtel, langsam sich lösend, wieder herunter, Einmal sagte der Helfer Jansen im Vorbeigehen: »Das ahnt ja kein Mensch, wieviel Können dazu gehört! Seht, so macht man das!« Mit dem gleichen spielenden Schwung warf er den Mörtel auf die Steine, daß er klebte. Ich versuchte wohl hundertmal, umsonst. Dann lachte Jansen: »Übung macht Können! Das Können erhöht die Menschen und gibt jedem seine Ehre. Diese Ehre muß man hochhalten!« Einmal den Geruch von Zement und Mörtel in der Nase, wurde ich ihn nicht mehr los. Wie eine Leidenschaft stieg der Ehrgeiz in mir auf, dieses Können zu erwerben. Ich kaufte mir einen Sack Zement und begab mich daran, an unserer Hausmauer die zerbröckelten Stellen auszubessern. Umsonst, es gelang mir nicht, den Schwung herauszubekommen. Endlich wurde es meinem Vater zuviel: »Laß doch die ewige Verputzerei! Uns gelingt nur, was wir aus Eisen machen! Setz du deine Ehre darein, ein tüchtiger Kesselschmied zu werden!«

Einige Wochen lang hatte es gedauert, ehe diese Worte so in mir wirkten, daß ich keinen Maurerehrgeiz mehr spürte und ich mich mit meiner eigenen Arbeit zufrieden gab. Als da eines Mittags der Helfer Jansen in die Werkstatt kam, um einige Schablonen machen zu lassen, kamen wir auch auf das Handwerk zu sprechen. Er beklagte sich bitter, daß er bei den Zünftigen immer noch als Handlanger gelte. Er sei zwar schon 24 Jahre alt, wolle Geselle und Meister werden; das setze er durch, und wenn er Tag und Nacht arbeiten müsse.

Ich sagte ihm, daß ich nicht so ehrgeizig nach Höherem, wie er, sei. Ob in seiner Familie wohl Baumeister und Architekten gewesen waren,

daß er davon den Trieb nach Höherem habe. Da sah mich der Mann groß an, schüttelte die Fäuste und sagte: »Ha, weil mein Vater ein Säufer war und ein willensschwacher Mensch, meinst du, darum müsse ich ebenfalls auf der Straße und im Gefängnis enden? Einer meiner Brüder ist ihm nachgeartet. Auch ich habe das wilde Blut, das nach Krachmachen, Großtun, Händelsucht und nach viel Saufenkönnen schlägt. Lumpenehre, nein! Ich will als Arbeitsmann eine Männerehre wiederhaben! Was leisten! Geld verdienen, Meister werden! Dann werden die Leute von mir sagen müssen: »Ja, der Jansen hat bewiesen, daß der Arbeiter auch seine Ehre hat und was aus sich machen kann!«

Diese Worte trafen mich tief in die Seele. Wenn auch mein Vater kein Trinker mehr war, so war er doch ein Prozeßhansel geworden, der seine Ehre und seinen Stolz immer vor den Gerichten ausmachen mußte. Weil sein zweites Wort: »Recht« und sein drittes Wort »Ehre« hieß, darum wurden mir diese Worte zur Pein. Nun bewies mir der Stukkateur Jansen, daß die Worte Recht und Ehre nicht allen Menschen, sondern nur mir krank überliefert waren. Von diesem verachteten Mann konnte ich lernen, das Elend, das mein Vater über die Familie gebracht hatte, zu überwinden.

»Ja, mein Junge«, sagte er, »wir Söhne leiden alle unter den Sünden der Väter. Aber, es ist nicht genug, demütig zu leiden. Wir Söhne müssen die verlorenen Jahre wieder erkämpfen! Junge«, sagte er immer wieder, »der große Haufe, der sich anständig dünkt, glaubt, er dürfe mich bespucken. Ich verteidige mich nicht mit Worten! Ich habe mich vom Schnaps freigemacht, für mich meine Ehre erkämpft, und einmal wird auch die Stadt mich respektieren!«

Es wurde Herbst. An einem trüben Novembernachmittag kam ich an einer Baustelle vorbei und sah einen großen Menschaufmarsch: der Neubau war fast zur Hälfte eingefallen. Feuerwehr und Bauleute sperrten mit Gerüstholz und Seilen die Unglücksstätte ab, weil immer noch weitere Mauerteile nachstürzten. Der andauernde Regen hatte den Mörtel nicht trocknen lassen, die Last wurde zu groß und drückte die Mauer aus dem Lot. Ein Mann sei verunglückt. Als ich gehen wollte, sah ich einen Schutzmann in das Wirtshaus nebenan laufen;

der hielt das andrängende Volk ab. Sanitäter trugen eine Bahre hinein. Ich hörte, daß ein anderer Mann von einem Lastauto überfahren worden war. Bei einem neuen Regenschauer flüchtete ich mich in das nächste Wirtshaus, da begann ein Zimmermann zu erzählen: »Ja, es ging schon hart auf Mittag zu, die meisten Bauleute waren schon in der Bude, nur ein Stukkateur arbeitete noch an einer letzten Giebelecke. Ein anderer schleppte Mörtel herbei. Auf einmal rannten die Leute heraus, ein schwerer Schlag Steine war auf das Dach der Baubude gefallen. Gleich sahen sie, daß die Giebelspitze einen großen Riß hatte, sie schrien zu den beiden Arbeitenden hinauf. Ehe diese recht verstanden, was die Kollegen wollten, rutschte der obere Teil der Giebelmauer ab. Die beiden rissen die verschobene Leiter zu sich herüber; der jüngere Mann, der schon einige Schritte abgestiegen war, schrie seinem Kollegen zu: »Du hast Weib und Kinder!« und kam wieder herauf. Er hielt die Leiter fest, bis der Ältere hinabgeklettert war. Der Jüngere verschwand durch ein Fenster in den Bau hinein. Jetzt kam die noch stehende Giebelseite ins Rutschen, ein Teil der Front drückte sich mit heraus, und gewaltige Steinmassen schlugen auf das Gerüst. Da häuften sie sich, bis Bretter und Stangen unter der Last zerbrachen. Trotzdem der Ältere schon am zweiten Stock war, verschwand er mit einem Male, Inmitten schlagender Steine und fallender Bretter stand er auf, suchte mit einem Sprung zu entkommen, da krachte der Giebel zusammen und brach bis zum ersten Stock auf die Straße; der Mann wurde von den Steinen zugedeckt. Nun sahen wir nach dem Jüngeren, der stand in einem Fenster und sprang auf den Schutthaufen. Als er hörte, daß sein Kollege unter den Steinen lag, packte er trotz seiner Wunden mit an. Wir fanden den Älteren tot. Der junge Mensch kniete neben ihm, hielt seine zerquetschten Hände und schrie: »Und ich habe dir doch sofort gesagt: schnell, du hast Weib und Kinder, runter! Geh du vor! – Nun bist du doch tot!«

»Aber, du, du bist Junggeselle und lebst noch!« sagte ein Vorarbeiter, machte ein hämisches Gesicht und spuckte auf die Erde.

»Mann! Sagt das nicht noch einmal!« brüllte der junge Kerl, stand auf und sah dem grinsenden Vorarbeiter ins Gesicht, »sagt das nicht noch einmal! Kameraden, das hört sich an, als sei ich schuld an seinem

Unglück; glaubt ihr das?« Der Beschuldigte stellte sich preß vor den Beleidiger und hielt ihm die geballten Fäuste vors Gesicht. Langsam sagte er: »Was habt ihr für einen Beweis für solche Verleumdung?« Die Männer stellten sich zwischen die beiden, doch der Vorarbeiter schrie ihm höhnisch zu: »Du lebst und dein Kamerad ist tot! Ich denke, das genügt!« »Kameraden, glaubt ihr das auch?« Nun wandte sich der Beleidigte zu den Umstehenden, faltete die Hände wie bittend zu ihnen: »Glaubt ihr, daß ich das gewollt habe?« Die Handlanger und Maurer redeten ihm zu: »Wir stehen für dich ein, wir glauben dir!«

»Dann muß er zurücknehmen, was er gesagt hat!« rief der Beleidigte und drängte dem Vorarbeiter nach, der schon in der Tür der Baubude stand. Auch einige Maurer sagten: »Zurücknehmen! Ihr könnt nichts beweisen!«

»Aber, er lebt ja noch!« höhnte der Vorarbeiter. Da ging der junge Mann zu der Leiche des Kameraden zurück und sagte: »Freundschaft! Du hast kein Leben und ich keine Ehre mehr!« Er zog sein Messer heraus, öffnete die Klinge und sagte: »Ohne Ehre ist kein Leben!«

»Raus da! Die Polizei kommt!« rief der Vorarbeiter in die Bude hinein; da sah er, wie der Geselle das Messer gegen ihn hob. Entsetzt lief er an den Bauleuten vorbei, der junge Mann mit blanker Klinge hinter ihm her. »Meine Ehre!« schrie er. Die beiden verschwanden um die Straßenecke. Nach kurzer Zeit kam der Vorarbeiter zurück, drückte den Arm vor die Augen und deutete um die Ecke; die Leute rannten hin: unter einem Lastauto zogen sie den zermalzten Gesellen hervor. Sie trugen ihn in die Baubude neben den toten Kameraden. Bald erschien der Sanitätswagen, die Toten wurden weggebracht, der Vorarbeiter war nirgends zu finden!« So schloß der Zimmermann und stieß an die Mütze, als müsse er seinen Kopf entblößen: »Er war ein ganzer Kerl!«

Am andern Tag kam mein Schulkamerad, der Lehrling – er sprach von nichts anderem, als dem Unglück. Ich fragte ihn, warum er so erschüttert sei. Da sah er mich mit großen Augen an und sagte: »Weißt du denn nicht, daß es unser Jansen ist, der unter dem Lastwagen tot blieb? Unser Jansen!«

Nein, das ahnte ich nicht. Als ich nun bedachte, daß er nicht nur einmal, sondern zweimal sein Leben für seine Ehre einsetzte, war es mir, als sei er mir gestorben, um mir zu zeigen, wie heilig ihm sein Wille zur Ehre war. Ich schämte mich so, wie ich mich noch nie geschämt hatte. Auch ich hatte damals diesen Mann für nichts geachtet, wie es alle hochmütigen Dummköpfe getan. Ich warf mich an den Hals meines Freundes und weinte. Am nächsten Tag gingen wir hinter seiner Leiche. Am Grab sagte der Priester zuerst die lateinischen und dann die deutschen Gebete. Als er das Vaterunser für denjenigen für uns betete, der dem Toten zuerst in die Ewigkeit nachfolgen würde, war alles aus. Ich war maßlos enttäuscht, daß kein Handwerksmann über diesen Toten sprach, der als guter Kamerad und treuer Mensch sein Leben für den Arbeitsbruder eingesetzt und dann für seine Ehre den Tod litt. Mir war, als müßten jetzt Soldaten Gewehre abschießen, es müßte die Musik einen Trauermarsch spielen. Auf dieses Grab gehörte ein Denkmal hin, ein ewiges Zeichen der Erinnerung. Lange noch mußte ich an ihn denken. Wenn ich abends im Bett lag und auf die Wand starrte, teilte sie sich, aus dem Gestein stieg seine Gestalt. Sein Geist wanderte mit mir zur Arbeit, er zog durch die Mauern der Häuser und Fabriken; wenn ich einmal ausruhend vor mich hinsah und mein Blick eine Steinmauer traf, erschien er mir gleich in Gestalt und Gesicht, wie er gelebt und gerungen. Seine guten Augen sahen mich an, als wollten sie sagen: »Halte du der Kameradschaft die Treue, und über alles die Ehre!«

### **Haut ihn!**

Schlimme Menschen gibt es in allen Ständen und Berufen. Tüppelnde Kunden halten sich im Vorübergehen manchen dieser Sorte vom Leibe; doch den Herbergsvätern und Penne-Boßen können sie nicht immer aus dem Wege gehen. Es gibt prachtvolle Herbergsväter; das größte Ekel aber trafen wir in der Herberge eines kleinen bayerischen Städtchens, in dem wir eines Samstagnachmittags ankamen. Noch nie im Leben aß ich von einem so zerkratzten Tonteller so schlecht geröstete Kartoffeln, noch nirgends gab es so dünnen Kaffee. Das größte Unglück war, daß an dem Tage der Regen

ununterbrochen wie mit Eimern vom Himmel goß. Wir saßen stumm in der Stube, durften nicht länger Kartenspielen, weil bei jedem lauten Wort der Kerl den Kopf durch das kleine Fenster hereinsteckte und brüllte: »Ruhe! Sonst lasse ich euch von der Polizei herausschmeißen!« Wer noch einen Groschen zu verzehren hatte, schlich sich durch die Wolkenbrüche in ein Gasthaus. Nur wir ganz armen Teufel konnten nicht fort. Wir dösten, den Kopf auf den Armen, über den Tisch geworfen; auch das ärgerte den grimmigen Patron. Er schickte das Dienstmädchen, um die Tische abzuwaschen: das arme Fraumensch mußte viel häßliche Reden anhören. Wir wollten sie hinausekeln. »Gebt euch kei Müh!« sagte sie. »Ihr mit euer zehn Mann schimpft auf einen Tag nit so viel hart zusammen, als ich's von einem in einer Stund hören muß. Ein Unglück ist er, der Herr!« Das »Unglück« sah aber gar nicht unglücklich aus; es war groß und breit wie ein Münchener Bierfahrer, aber vom vielen Essen und faulen Leben aufgeschwemmt. Er saß in der Küche, genau vor dem Mauerloch, durch welches die Speisen hineingereicht wurden, und lauerte auf jedes Wort und jede Bewegung.

Wenn die Kunden nichts verzehrten, war er böse, weil er nichts einkassieren konnte; wenn sie etwas bestellten, geriet er in Grimm, weil sie ihn wegen der paar Pfennige in »seiner Ruh« störten. Wenn wir uns unterhielten, so verbot er uns diese staatsgefährlichen und gotteslästerlichen Reden, denn er war schwerhörig und darum mißtrauisch. Schwiegen wir aber, dann argwöhnte er, wir flüsterten über ihn und hielten ihn zum besten. Weder Bursch noch Köchin, Magd noch Kunde konnte es ihm recht tun. Jetzt befahl er der Magd, alle Fenster aufzumachen und sie zu putzen. Wir heulten vor Kälte wie die Hunde. Die Magd plagte sich mit allen Kräften. Da beschlossen wir, den Grobian zu bestrafen. Zuerst ärgerten wir ihn mit Singen. Zweimal schoß er aus der Küche her, beim drittenmal kam er mit einem Polizeimann. Nach vielem Hin- und Herreden bekamen beide Parteien recht: singen durften wir, aber keine unheiligen Lieder. So gröhlten wir zu seinem Ärger alle Kinderreime herunter, von »Hänschen klein« bis »Üb immer Treu und Redlichkeit«. Das letztere sangen wir zehnmal hintereinander. Er faßte dies als eine Beleidigung auf; wir hörten, daß er wieder zum Schutzmann schickte. Der aber kam nicht. Daraufhin

schrie er dreimal: »Aufhören oder raus! Raus! Raus! Hausfriedensbruch!« So war es auch schon Bettzeit geworden und so ging der Abend um, ohne daß der Grobian seine verdiente Strafe bekommen hätte.

Trotzdem es am Sonntag immer noch regnete, hieben zuerst alle ab. Wir sechs verschworen uns auf Rache und kehrten bald zurück. Wir saßen steif und dumm um den Tisch und warteten auf einen guten Einfall. Köchin und Magd waren gegen elf Uhr mit dem Essen schon fertig, sie verließen für kurze Zeit das Haus. Nur er, den wir jetzt Vater Grausam nannten, blieb zurück. Wären wir nicht dagewesen, hätt auch er »sei Ruh« gehabt. Wir sorgten, daß er wach blieb: alle fünf Minuten ließen wir unvermittelt ein großes Gebrüll erschallen. Vater Grausam erschien, wir Unschuldengel saßen mausstill. Schnaufend vor Zorn lauerte er zu uns in die Stube hinein, er rutschte ungeduldig auf seinem Stuhl und knurrte. Unser Schweigen steigerte seine Wut. Sein Kopf schob sich immer tiefer ins Mauerloch hinein. Der Rahmen machte aus seiner krankhaft verzerrten Fratze ein scheußliches Bild. Unerträglich war dies lebendige Kunstwerk anzusehen. »Hochmut kommt vor dem Fall!« sagte der Westfale, »jetzt sollt ihr mal sehen, wie schnell er verschwindet!« Er stand auf und ging. Vater Grausam sah ihm nach. Mit schiefem Kopf lusterte er hinter seinem Schritt her. Als er die Hoftür klatschen hörte, schossen seine Augen wieder argwöhnisch zu uns hin. Der Hesse ging dem Westfalen nach, der Kopf des Alten drehte sich wie eine Teufelsfratze im Wachsfigurenkabinett. Da kam der Westfale schon wieder zurück: schwupps, sauste der Kopf wieder zu uns hin. Nun flüsterte der Westfale geheimnisvoll, machte komische Handbewegungen, da ruckte der Stuhl unter unserem Beobachter und nun erschien er in der Tür: »Verschwörerbande! Habts ein Komplott gegen Anstand und Moral? Ich treib euch eure Heimlichkeiten aus!« Er kam auf uns zu, und plötzlich machte er kehrt: Schritte im Flur, der Stubenschlüssel wurde von außen umgedreht, in der Küche polterte ein Stuhl um, ein Blechtopf klapperte auf den Fliesen, brüllend vor Wut fuhr der Dicke auf die Tür los, fand sie verschlossen. Da steckte er den Kopf in den Rahmen des kleinen Fensters hinein, zwängte seinen breiten Buckel in die Küche und schrie: »Luders! Verdammte! Laßt mein Bier stehen! Ach, macht's doch

raus!« Das Mauerloch war mit seinem dicken Rücken vollständig ausgefüllt. Da sahen wir, wie die Jacke des Dicken ganz zur Küche hineingezogen wurde. Wir gingen näher zu dem strampelnden, brüllenden Kerl; er sträubte sich und wurde doch in die Küche hineingezogen. Seine Stimme klang nur noch erstickt heraus. Schon schnappte der Schlüssel, der Hesse stieß die Tür auf und sagte: »Jungs, jetzt sitzt er fest! Haut ihn!« Zwei Mann hielten ihn beim Kopf. Der Hesse verschwand wieder in der Küche. Der Westfale schob eine Bank vor die strampelnden Beine und quetschte sie an die Wand. Jetzt lag der glattgespannte, unförmig rundende Hosenboden vor uns. »Freier Zuschlag!« sagte der Westfale und klatschte ihm eins auf die Speckseite. Aus der Küche schrie der Hesse: »Haut ihn!« Nun gab es ein regelrechtes Schinkenklopfen auf das hintere Quartier des Grobians. Er konnte nicht voran noch zurück. Vier flachgestreckte Kundenhände pfefferten auf den Speck, verdroschen ihn trotz seines Schreiens, bis wir glaubten, daß der Denkkettel seines Hosenbodens nun genügend beschrieben war. Da kam der Hesse zu uns und sagte: »Jetzt halt einer von euch dem Vater Grausam den Kopf fest, – von mir hat er noch nichts bekommen!« Zwei Mann flitzten in die Küche und der Hesse klopfte ihm zwei zu fünfzehn. »Was nun?« sagte er. Da stand auf einmal der Polizist in der Tür: »Was gibt's da zu lachen?« Wir wußten gar nicht, daß wir gelacht hatten, jetzt erst brach ein tolles Gelächter los. »Na, wen haben Sie denn da im Fenster hängen?« frug er erstaunt und schlug die Hände zusammen. »Ja mein, der Herr Vater! Wozu das?«

»Er hat gewettet, er könnt von der Stube durchs Rähmchen in die Küche kriechen«, sagte der Hesse. »Herr Schutzmann, der Vater wollte unsern Spott nicht auf sich sitzen lassen, daß er so steif und unbeholfen wie ein Mehlsack sei; und da haben wir ihm den Hechtsprung durch das Fenster vorgemacht. Nun wollte er es uns nachmachen, – sehen Sie selbst, er blieb mit seinem dicken Bauch stecken! Und nun müssen wir ihn herausziehen!«

»Gelogen! Gelogen!« schrie der Geprügelte, »durchgezogen haben sie mich!«

»Herr Wachtmeister! Er schämt sich seines dummen Streiches!« protestierte der Westfale. »Er ist zu uns in die Stube gekommen, sonst hätten seine Füße doch in der Küche sein müssen und sein Kopf hier in der Stube. Nein, er schämt sich jetzt, er sagt's nur so, wir waren alle in der Stube und er wollte durch das Fenster in die Küche, – so ist es!«

»Na, dann wollen wir ihn erst einmal herausziehen! Packt an, Jungens!« sagte der Beamte mit seiner geistesgegenwärtigen Fachkenntnis. Wir zogen und packten kräftig genug zu, damit der zu Befreiende auch merkte, daß wir ihm halfen. Endlich stand er draußen, stumm vor Wut, mit den Fäusten schüttelnd, dann rasselte es aus seinem Mund: »Verhaften! Verhaften! Geschlagen haben sie mich, schwer hinten drauf! Fürchterlich haben sie geschlagen. Braun und blau bin ich geworden!« Er zerrte den Beamten mit in die Küche, wir standen für einen Augenblick dumm da. Der Westfale horchte in die Küche hinein und schrie: »Sachen schnappen! Raus!« Wir rannten zu unseren Brocken an der Wand, prallten vor der Tür zurück, sie war von außen verschlossen worden, – wir waren gefangen.

Was nun? Die Fenster waren vergittert, doch der kleine Hesse zwang sich durch und sprang in den Hof, kam zurück, schloß auf, sah in der Küchentür den Schlüssel stecken, schwupp, drehte er den um, und nun saßen die beiden fest. Der Schutzmann polterte, der Herbergsvater schrie: »Aufmachen im Namen des Gesetzes!« Wir zogen ab, auf die Straße; über uns riß der wütende »Vater« das Fenster auf, verzog sich aber wieder, als er die Masse der Kirchgänger sah. Wir lachten ihm in die wutverzerrte Fratze hinein und verschwanden in der Volksmenge, um uns weit hinterm Dorf in einer Feldscheune wiederzutreffen.

### **Der Wald siegt**

In meiner rheinischen Heimat stand ein Bursche vor dem Richter: Arbeitsloser auf Tippelei. Die Umstände verlangten, daß er zu sechs Wochen Gefängnis verurteilt werden mußte. Der Angeklagte wendete nichts gegen die Höhe der Strafe ein: nur wollte er sie nicht jetzt, sondern im Winter abbüßen. Mit heiligem Ernst begann der Junge von seiner Wanderfahrt zu erzählen. Schon bei den ersten Worten hob der

Vorsitzende abwehrend die Hände – dann hörte er einen Ton heraus, der nicht nur ihn, sondern auch die anderen Amtspersonen zwang, vorläufig einmal zuzuhören. Ganz gegen ihre Gewohnheit schauten sie vor sich hin; aus dem Munde des Jungen sprachen die deutschen Landschaften mit Bergwäldern und Stromwiesen in solch bezwingender Kraft, daß auch der gefüllte Zuhörerraum ergriffen lauschte. Es war ihnen allen, als ob der junge Mensch aus einer fremden Märchenwelt, aus einem Zauberreich käme, in dem nur Begnadete Heimatrecht haben. Er sprach von den schlesischen Wäldern, vom Schwarzwald und vom Spessart, doch der Klang dieser Stimme weckte in den Seelen Sehnsucht und Heimweh in die Freiheit. Als er nun vom Rhein sprach und von der goldenen Abendstunde in einem stillen Dörfchen, da ahnten alle Zuhörer, daß ihnen die rheinische Heimat erst jetzt ihre Offenbarung geben wollte. Mit angehaltenem Atem warteten sie auf das erlösende und beseligende Wort; plötzlich zuckten sie zusammen wie unter einem Peitschenschlag: »Da kam der Schutzmann und verhaftete mich ...«

In einem großen Aufatmen schüttelten sie den Bann von sich. Der Richter wandte den Kopf zum Fenster hin; war es nicht, als ob der Wald zornrauschend ins Siebengebirge zurückwich? War die Luft nicht noch vor ein paar Sekunden mit Tannenduft und Vogelsang erfüllt? Sahen nicht die neugierigen Eichhörnchen mit blitzenden Augen umher? Wo war nun Deutschland, wo waren die schweigenden Wälder, wo die Täler und Hügel und wo die grüne Heimat der deutschen Seele?

Der Richter sah in die Akten – er hatte immer noch den grüngoldenen Traum vom Wald in den Augen. Er suchte im deutschen bürgerlichen Gesetzbuch die Paragraphen, nach denen der Sünder verurteilt werden mußte. Solange er blätterte, hörte er den Wald rauschen; die mit Buchstaben bedeckten Seiten wurden zum Waldboden. Auch die Zuhörer harrten, in sich gekehrt, ob der Junge nicht mit seinem Zauberwort die Vögel in ihrem Herzen von neuem zum Singen bringe.

Der Kläger bat ums Wort. Der Richter nickte ihm zu. Leise begann der biedere Meister von seinen jungen Jahren zu sprechen; daß er

auch einmal durch das deutsche Vaterland gewandert und die Heimaterde entdeckt habe. Das habe er dreißig Jahre lang vergessen, aber nun ... Er wolle nicht nur die Klage, zurückziehen, er fühle sich nicht mehr geschädigt, sondern beschenkt, er wolle den Jungen beschäftigen und dann für seine weitere Fahrt versorgen.

Der Richter verbat sich die Beifallskundgebungen nach dem Freispruch nicht. Jetzt klappte er das Gesetzbuch zu. Der deutsche Wald in der deutschen Seele hatte gesiegt.

Heinrich Lersch: Im Pulsschlag der Maschinen. 10. Auflage. Berlin: Verlag Junge Generation 1936